

Carl-Auer



nämlich diese Umwelt wie die Muttermilch, und wir haben uns seelisch an dem genährt, was man uns anbot. Dabei ist eine Gewissheitsbasis in uns entstanden, mit der wir dereinst gut überleben konnten, mit der unsere Kinder aber nichts zu tun haben. Deshalb muss die Suche nach passenden Erziehungsreaktionen stets damit beginnen, dass wir uns selbst kennen und von dem zu lösen vermögen, was wir an Routinen in uns tragen, und wir die Gründe für aktuelle Erziehungsprobleme nicht nur im Verhalten unseres Kindes, sondern im ersten Schritt immer in der möglichen Wirkung unserer eigenen Erfahrung suchen« (Arnold 2016a, S. 54 f.).

Der fragende Blick einer solchen selbsteinschließenden Suchbewegung des Denkens, Fühlens und Handelns ist dann substanziell nicht länger darauf beschränkt, wie die letztlich eigenen Schwierigkeiten im Umgang mit dem Gegenüber (»schwieriger Schüler«) minimiert oder gar überwunden werden können, in den Fokus kann vielmehr die Frage nach den möglichen Schwierigkeiten treten, in denen das Gegenüber sich selbst sieht und spürt (»Schwierigkeiten für den Schüler«). Was in den Relationen, in denen Lehrer und Schüler stehen, jeweils Faktum ist, erschließt sich keiner »sprachlich fest verankerten substanzialistischen Denkweise«, sondern bloß der behutsamen Rekonstruktion »fluider Interdependenzgeflechte« (Schrape 2013, S. 1). Was dies für den Umgang mit Fakten konkret bedeutet, hat bereits Mustafa Emirbayer in seinem bekannten *Manifesto for a relational sociology* in folgender Weise auf den Punkt gebracht (p. 287; Übers.: R. A.):

»Relationale Theoretiker lehnen die Vorstellung ab, dass man diskrete, vorgegebene Einheiten, wie das Individuum oder die Gesellschaft, als ultimative Ausgangspunkte der soziologischen Analyse postuliert (wie in der eigenhandelnden Perspektive). Individuen, ob strategisch oder der Norm folgend, sind unabtrennbar in transaktionalen Kontexten eingebettet [...]. Ebenso sind Strukturen leere Abstraktionen, neben verschiedenen Elementen, aus welchen sie aufgebaut sind; Gesellschaften ihrerseits sind nichts als Pluralitäten von zugehörigen Individuen.«

Die alles überwölbende Frage einer relationalen Konzeption des Beobachteten ist demnach: Wie können seine offenen und selbstorganisierten Wirkungszusammenhänge als Fakten in Erscheinung treten, ohne sich dem Beobachter lediglich in vorgefertigten Annahmen zu präsentieren? Beurteilungen – gerade solche, die sich auf Expertenschaft und professionelle Erfahrung berufen – basieren in aller Regel auch auf »mitgebrachten« Strukturbesonderheiten bzw. Unterscheidungen, die Ausdruck einer »unweigerlich willkürlichen Unterschiedsbildung« sind (Schwehm 2017, S. 32). Es sind demgegenüber aber stets die Relationen des Gegenübers selbst – seine eigene Struktur determiniertheit –, die darüber bestimmen, welche Zuschreibung *Resonanz* zu entfalten vermag und welcher Intervention eine Wirkungschance zukommt. Der Resonanzbegriff, wie ihn der Soziologe Hartmut Rosa (2016) zur Begründung einer *Soziologie der Weltbeziehung* eingeführt hat, bringt diese *Schubumkehr des professionellen Umgangs* mit den Strukturbesonderheiten sowie Struktur determiniertheiten des Denkens, Fühlens und Handelns deutlich zum Ausdruck. Er schreibt:

»Resonanz entsteht also nur, wenn durch die Schwingung des einen Körpers die Eigenfrequenz des anderen angeregt wird« (ebd., S. 282) –

... ein schönes, doch zunächst noch rein physikalisches Bild. Hartmut Rosa geht es jedoch um mehr. Er nutzt diese Metapher zur Auslotung der Möglichkeiten und Formen von Veränderung:

»Im Blick auf eine Theorie der Weltbeziehung beschreibt Resonanz sodann einen Modus des In-der-Welt-Seins, das heißt eine spezifische Art und Weise des In-Beziehung-Tretens zwischen Subjekt und Welt. [...] Als Kernmoment lässt sich die Idee isolieren, dass sich die beiden Entitäten der Beziehung in einem schwingungsfähigen Medium (oder Resonanzraum) wechselseitig so berühren, dass sie als aufeinander antwortend, zugleich aber auch mit eigener Stimme sprechend, also als ›zurücktönend‹ begriffen werden können. Resonanz ist daher, wie gesagt, strikt zu unterscheiden von Formen der kausalistischen oder instrumentalistischen (›linearen‹) Wechselwirkung (im Sinne mechanischer Koppelung), in der die Berührung als erzwungene Beeinflussung eine starre, genau vorhersagbare Wirkung erzeugt« (ebd., S. 285 f.).

Es gibt für Rosa viele gute Gründe dafür,

»das Verhältnis zwischen Psyche und Körper (oder Geist und Leib) eines Menschen einerseits und zwischen dem Menschen und seiner Umwelt andererseits in den Kategorien von (blockierten oder ausgebildeten) Resonanzbeziehungen zu beschreiben« (ebd.).

Für den hier zu klärenden Aspekt der Struktur determiniertheit im Kontakt mit Gegenübersystemen ergibt sich aus dem Resonanzbegriff folgende Justierung des Umgangs mit Fakten:

Wenn das faktenbezogene Erkennen sowohl von der Struktur determiniertheit des Gegenübers und der mit dieser möglichen Resonanz absieht als auch die sich im Erkennen ausdrückende Kontingenz der Perspektive übersieht und die Dinge einfach – so wie durch die eigenen Strukturbesonderheiten beobachtet – auf den Begriff bringt und mitteilt sowie überliefert, dann verlieren diese »Fakten« viel von der notwendigen Resonanz, um als Fakten überhaupt wirksam werden zu können. Zudem schleift sich eine Wahrnehmungsroutine ein, welche uns dazu verführen kann, das gedankenlose Übereinstimmen der Deutungen vieler als ausreichenden Wahrheitsbeweis misszuverstehen.

Die Beobachterabhängigkeit und Resonanzgebundenheit, mithin Konstruktivität allen Erkennens von Fakten entgeht dem oberflächlichen Denken, welches letztlich so tut, »als gäbe es keinen Struktur determinismus« (Maturana 2001, S. 58). Diese Ignoranz leugnet die insbesondere vom Konstruktivismus vertretene Auffassung einer wechselseitigen Vorausgesetztheit von Erkennen und Handeln.³ Die erkenntnistheoretische Ausblendung dieser Wechselwirkung lenkt den Einzelnen ab und führt zu der verbreiteten Illusion, ein operativ eingespieltes und sozial verbreitetes Konzept wäre auch ein Beleg dafür, dass die Realität so sei wie in dem Konzept dargelegt – mit dem Ergebnis: »Ein Tisch ist ein Tisch!«, »Behinderung« wird mit »Behindertsein« (nicht mit »Behindertndsein«) und »der schwierige Schüler« mit den Schwierigkeiten, die er mir macht, substanziell gefüllt. Möglichkeiten eines substanziellen Erkennens scheitern somit oft fast unbemerkt an der

konnotativen Engführung des Sprachgebrauchs. Oder in den Worten des im *Manifesto for a relational sociology* (Emirbayer 1997) zitierten Soziologen Norbert Elias (1897–1990):

»Unsere Sprachen sind so konstruiert, dass wir in vielen Fällen eine ständige Bewegung, einen kontinuierlichen Wandel nur so ausdrücken können, dass wir ihm beim Sprechen und Denken zunächst den Charakter eines isolierten Objektes im Zustand der Ruhe geben und dann, gewissermaßen nachträglich, durch die Hinzufügung eines Verbs zum Ausdruck bringen, dass sich das normalerweise Ruhende bewegt« (Elias 1978, p. 111 f.; Übers.: R. A.).

Sicherlich kann man nicht ganz von der Hand weisen, dass die konstruktivistische Erkenntnistheorie sich gerne mit der Gegenposition eines naiven Realismus auseinandersetzt, der allzu leichtfertig den Begriff mit dem zu Begreifenden in eins setzt – eine Position, die in dieser Form eigentlich kaum noch von ernst zu nehmenden Denkern vertreten wird (vgl. Saalman 2007). Andererseits hantieren Kritiker des Konzeptes der Struktur determiniertheit allen Erkennens gerne mit vordergründigen Parallelitätsannahmen, die die Unterschiede zwischen Abbild und Realität eher verwischen – bevorzugt zudem illustriert mit Beispielen operativ bewährter Gleichsetzungen, wohl mit der hintergründigen Absicht, die Parallelitätsannahme für sämtliche Annahmen über die Realität zu empfehlen. Dies lässt sich u. a. bei Ralf Nüse feststellen, wenn er, ebenfalls auf den erwähnten Tisch bezogen, feststellt (1995, S. 194):

»Für den alltäglichen Wahrheitsbegriff etwa ist es gar nicht einzusehen, wieso der fehlende Zugang zur Wirklichkeit überhaupt relevant sein soll. Wenn jemand im Alltag sagt, dass es nicht wahr sei, dass die Vase auf dem Tisch stehe, so wird im gegenteiligen Fall sogar ein Radikaler Konstruktivist sagen, dass er besser hinschauen solle: Die Vase steht nämlich doch auf dem Tisch. Im Alltag interessiert es überhaupt nicht, ob die Vase auch in der ›absoluten Wirklichkeit‹ auf dem Tisch steht. Es ist nur wichtig, ob es in der Weise, wie man als Mensch die Welt wahrnimmt, gilt, dass die Vase auf dem Tisch steht. Eine Vase steht auf dem Tisch, wenn man hinsehen kann und feststellt, dass sie auf dem Tisch steht.«

Zwar befasst sich Ralf Nüse hier vorgeblich bloß mit dem »alltäglichen Wahrheitsbegriff« und wählt zur Abwehr des Arguments der Struktur determiniertheit des Beobachtens auch ein Beispiel aus dem Bereich der harten Fakten, doch zielt seine Argumentation auf die Desavouierung jeglicher Struktur determiniertheit. Mit diesem Trick erweckt er den Anschein, als hätten es Wahrnehmung und soziales Handeln bei genauerer Betrachtung eigentlich stets mit Augenscheinlichkeit, geteiltem Konsens und bewährter Nutzbarkeit zu tun. Dadurch entgeht seiner Argumentation die »Zwei-Welten-Theorie«, an welche in der Wissenschaftstheorie seit Wilhelm Windelband, Wilhelm Dilthey oder auch Max Horkheimer und Theodor W. Adorno mit unterschiedlichen Akzentsetzungen festgehalten wurde. Auch der Systemiker Fritz B. Simon weist auf diese zwei Welten hin, indem er weiche und harte Faktoren der Wirklichkeit unterscheidet. In seinem Buch *Gemeinsam sind wir blöd?* (2004) skizziert er Annäherungsformen und Gestaltungswege im Umgang mit Wirklichkeiten, die »ausschließlich in den Köpfen der Beteiligten (existieren)« (S. 44). Er schreibt (S. 44 f.):

»Es sind virtuelle Einheiten, die dadurch entstehen, dass bestimmten Verhaltensweisen eine Bedeutung gegeben wird, die über ihre unmittelbare physische Wirkung hinausreicht. Erst dadurch, dass den Unterschriften unter Verträgen ein Sinn zugeschrieben wird, der über die Blau- oder Schwarzfärbung des Papiers hinausgeht, werden aus Menschen, die bis dahin nichts miteinander zu tun hatten, Ehe- oder Geschäftspartner, Vorgesetzte und Untergebene, Kunden und Dienstleister, Lieferanten und ihre Abnehmer, Käufer und Verkäufer usw. Und erst auf diese Weise können soziale Einheiten wie Ehepaare und Unternehmen entstehen.«

Dieser Kommentar verdeutlicht, dass unser Erkennen mit unterschiedlichem Erfolg mit Parallelitätsannahmen zurechtkommt, wobei dieses Zurechtkommen in dem Bereich der harten Fakten eine andere Substanz aufweist als in dem Bereich der weichen Fakten bzw. der »Welt der symbolischen Formen«, von der Ernst Cassirer (1874–1945) sprach (Cassirer 1995).

Während wir in vielen Bereichen von Naturwissenschaft und Technik mit der (er)klärenden Vernunft nicht bloß in unserem subjektiven Empfinden, sondern auch durch die Mechanismen der kommunikativen Prüfung und Validierung zu beeindruckenden Ausprägungen im Hinblick auf Eindeutigkeit, Konsens/Kohärenz und schließlich Wirksamkeit zu gelangen scheinen (vgl. [Tab. 1](#)), ist dies in den Bereichen der Geistes- und Sozialwissenschaften sehr viel schwieriger.

Die Geistes- und Sozialwissenschaften deuten und interpretieren die wirksamen Motive und Handlungslogiken der Akteure, ja erzeugen geradezu ihren Gegenstand erst durch diese Sinnzuschreibung und gelangen eher selten und schon gar nicht endgültig zu einer breit konsensfähigen oder auch nur kohärenten Interpretation der Zusammenhänge. Deshalb sind sie auch bloß schwer in der Lage, veränderungswirksame – soziale – Technologien bereitzustellen; ein Sachverhalt der ihnen immer mal wieder zum Vorwurf gemacht wird, nicht selten auch mit der deutlichen Zielsetzung, diesen Wissenschaften ihre Wissenschaftlichkeit und damit auch ihre Berechtigung abzuspochen (vgl. Arnold y Nittel 2015). Und trotzdem übersehen solche Äpfel-Birnen-Vergleiche Grundlegendes: So entgeht ihnen, dass auch Natur- und Technikwissenschaftler nicht bloß in der Welt der harten Fakten leben, sondern auch in Liebes- und Freundschaftsbeziehungen, deren Erfolge sie nicht nach den Maßgaben einer erklärenden Vernunft erfolgreich gestalten können. Denn soziale Beziehungen funktionieren nicht richtig oder falsch, sie gestalten sich in symbolischer Übereinstimmung und Wechselwirkung der Akteure, wobei es nicht darum geht, welche Intentionen sie offiziell verfolgen, sondern darum, welche erhaltenden oder labilisierenden Wirkungen in der Interaktion selbst entstehen. Andreas Reckwitz (2003, S. 293) verweist in seiner Analyse der unterschiedlichen Handlungslogiken u. a. auf die Bedeutung der »implizite(n) Motiv-/Emotionskomplexe, die einer Praxis inhärent sind, in die die einzelnen Akteure ›einrücken‹ und sie dann möglicherweise als ›individuelle Interessen‹ umdefinieren«. Diese Motiv-/Emotionskomplexe prägen gleichzeitig das generelle Weltbild der Akteure und sind letztlich auch dafür ausschlaggebend, in welchen Welten sie handeln wollen und können.

Die Unterschiedlichkeit der zwei Welten verdeutlicht in idealtypischer Zuspitzung Gegenüberstellung in [Tabelle 1](#).

Harte Fakten	«« »Zwei-Welten-Theorie« » →→	Weiche Fakten
(er)klärende Vernunft		verstehende Vernunft
augenscheinliche Wahrheit	Eindeutigkeit	interpretierte Wahrheit
breit geteilter Konsens	Konsens Kohärenz Kommunikation Kooperation Kontrolle (= 5-K-Gewissheit)	perspektivenabhängiger Konsens
bewährte Nutzbarkeit	Wirksamkeit	verändernde Nutzbarkeit

Tab. 1: Die Zwei-Welten-Theorie

Was diese Gegenüberstellung zeigt, ist Folgendes: Wir leben in einer Welt – der Welt der erklärenden Vernunft –, in der wir dem Augenschein insofern vertrauen können, als wir uns über das, was wir sehen, mit anderen verständigen sowie im Hinblick darauf erfolgreich kooperieren können. Missverständnisse können ausgeräumt und Irrtümer aufgeklärt werden – sofern die Beteiligten sich an die vereinbarten oder üblichen Regeln halten. In dieser durch Sprache vermittelten Welt trägt uns die Gewissheit der »5 K« (vgl. Tab. 1). Ein breit geteilter Konsens ist uns insbesondere in *den* Bereichen möglich, in denen wir uns durch die nüchterne Sprache der Berechenbarkeit leicht auf eine unausweichliche Deutung einigen und die Wirksamkeit unserer operativen Schlussfolgerungen prüfen können – gestützt durch Kausalitäts- und Logikkonzepte, auf die noch einzugehen sein wird. Diese Welt stiftet uns die Vorstellung vernünftigen Beobachtens und Handelns. Doch genau diese Vorstellung ist es, die uns häufig auch den Blick dafür trübt, dass es gleichzeitig eine Welt der Uneindeutigkeit gibt, deren Wirkungszusammenhänge durch andere als beobachtbare und berechenbare oder gar kontrollierbare Bedingungen geprägt sind – eine Besonderheit, auf die ebenfalls noch vertieft einzugehen sein wird.

Hieraus ergibt sich:

Vierter Schritt zur Vermeidung schwachen Denkens: Uneindeutigkeit

Wer sich um Fakten bemüht, tut gut daran, die Welt der harten, durch erklärende Vernunft handhabbaren Fakten zu unterscheiden von der Welt der weichen Fakten. Bei Ersterer fällt es leichter, einer Illusion der Subjekt-Objekt-Trennung anzuhängen, während man in der Welt der weichen Fakten nicht übersehen kann, dass sie durch Sinnstiftung, Perspektive und Interpretation der Interagierenden entsteht – es mithin des Nachvollzugs ihrer